

John Niven: „O Brother“

Abschied vom Bruder

Von Michael Eggers

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 21.06.2021

John Niven, der Autor so drastischer Satiren wie „Kill your friends“ und „die F*ck-it-Liste“, schlägt neue Wege ein: In „O Brother“ rekonstruiert er sein Leben und das seines Bruders Gary und fragt sich, warum sie sich so unterschiedlich entwickelt haben – bis zu Garys Selbstmord.

In den letzten Jahren haben einige Autorinnen und Autoren den Tod eines ihnen nahestehenden Menschen an den Anfang ihrer Bücher gestellt: um den Tod der eigenen Väter geht es etwa in Annie Ernaux' „Der Platz“, in Karl Ove Knausgård's „Sterben“ oder Helen Macdonald's „H wie Habicht“.

John Nivens autobiografische Erinnerung beginnt kurz vor dem Tod des Bruders. Niven erzählt, wie er im August 2010 durch einen Anruf erfährt, dass sein Bruder Gary ins künstliche Koma versetzt wurde, nachdem er in einem Krankenzimmer versucht hat, sich zu erhängen. Der Bruder war stationär eingewiesen worden, weil er in einem Notruf angegeben hatte, dass er sich für selbstmordgefährdet hält.

Verletzung der Aufsichtspflicht

Es ist die Art von Nachricht, die die eigene Gefühlslage durcheinanderwirbelt und die Prioritäten verschiebt, und so packt John seine Tasche und fliegt von London nach Glasgow. Schnell wird klar, dass Garys Gehirn so schwer geschädigt ist, dass er kaum eine Überlebenschance hat, aber auch, dass das verantwortliche Krankenhauspersonal seine Aufsichtspflicht über den Suizidgefährdeten wohl nicht ausreichend nachgekommen ist.

John wird im Verlauf des Buchs auch von seinem wütenden Kampf gegen die Krankenhausleitung berichten, die schließlich ihre Schuld eingesteht und zu einer Schmerzensgeldzahlung bereit ist. Diese Schuld ist die juristisch eindeutige.

Viel aufwändiger und langwieriger dagegen ist Johns Suche nach den Ursachen für Garys gescheitertes Leben, die den eigentlichen Inhalt des Buchs bildet. In vielen Momenten steht der erfolgreiche Romanautor vor der Frage nach seiner eigenen Verantwortung als Bruder, etwa als er mit seiner Schwester Garys leere Wohnung betritt.

John Niven

O Brother

Aus dem schottischen Englisch von
Stephan Glietsch

btb Verlag, München

400 Seiten

24,00 Euro

„Linda und ich sehen die Post durch und werfen einen Blick auf die Rechnungen. [...] Noch während wir alles zusammenzählen, wird mir klar, dass sich seine Schulden, die offenbar ein maßgeblicher Grund für seinen Suizidversuch sind, auf eine niedrige fünfstellige Summe belaufen. Angesichts dieser Erkenntnis sacke ich zusammen, rutsche mit dem Rücken die Wand herunter und bleibe zusammengekauert dort hocken. Endlich bahnen sich die Tränen ihren Weg, und ich beginne zu schluchzen: Du verdammter kleiner Idiot, o du verdammter kleiner Idiot. Das Schuldgefühl ist scharf, unmittelbar und in seiner überwältigenden Intensität irgendwie angsteinflößend. Als wollte es sagen: Gewöhn dich daran, mein Freund. Ich werde dich noch sehr, sehr lange begleiten. Denn was tut es zur Sache, dass ich ihm gelegentlich widerwillig und nie ohne Standpauke einen Hunderter geliehen habe? Ich hätte ihm problemlos einen Scheck über den gesamten Betrag ausstellen können.“

Nicht nur das Schuldgefühl, sondern vor allem auch die vielen unbeantworteten Fragen und das Fehlen eines Abschiedsbriefs veranlassen John dazu, den Werdegang seines Bruders entlang seines eigenen zu rekapitulieren. Denn beide Brüder haben zwar viele gemeinsame Erinnerungen an das Familienleben, sie entwickeln sich aber bald völlig unterschiedlich.

Finanzieller Ruin und Depression

Während John englische Literatur studiert, parallel aber im Musikbusiness Fuß fasst, werden die Club- und Partyszene ihrer schottischen Kleinstadt und der Drogenkonsum zu Garys Lebensinhalt. Aufstieg vs. Abstieg: der eine lebt seinen Traum vom Plattenmanager und verwirklicht sich dann als Roman- und Drehbuchautor, der andere versinkt immer tiefer in Kleinkriminalität und Schulden. Durchaus selbstkritisch beschreibt Niven, wie er, phasenweise be-rascht vom eigenen Erfolg, den Niedergang seines Bruders nur unzureichend realisiert.

„Ich habe keine Ahnung, warum manche Menschen einfach nicht in der Lage sind, ein selbständiges Leben zu führen. Warum sie die tägliche Tretmühle aus Gas- und Stromrechnungen, Steuererklärungen, [...] Hypotheken und Lebensmitteleinkäufen, Überziehungsrahmen, Zahlungszielen und dem Rausstellen der Mülltonnen hoffnungslos überfordert. Sie können nicht einfach die Zähne zusammenbeißen und weitermachen. Später, wenn mir dieses Wissen nichts mehr nützt, werde ich sehr viel schlauer sein, aber damals habe ich keine Ahnung, was es tatsächlich bedeutet, depressiv und suizidal zu sein.“

Niven sucht hier und da nach Erklärungen, erzählt etwa von dem sich schon früh abzeichnenden, störrischen Charakter seines Bruders, der auf einen jähzornigen Vater trifft und oft dessen brutale Prügelstrafen einstecken muss.

Tragikomische Elemente

Dass man Gary schon als Kind angedroht hat, es werde schlimm mit ihm enden, erweist sich im Rückblick als eine selbsterfüllende Prophezeiung. Nivens Buch ist das Eingeständnis des eigenen Versagens, nimmt aber immer wieder auch tragikomische Züge an. Mit sicherem Gespür für Dramaturgie und Pointe erzählt der Medienprofi Niven vom Absturz des Bruders und verlässt dabei nie den popkulturellen Referenzrahmen: Zu scheinbar jedem biographischen Wendepunkt fällt ihm die passende Filmszene ein – etwa als er die Dinge entgegennimmt, die man bei Garys Tod in dessen Tasche findet:

„Ich nehme die Gegenstände einen nach dem anderen heraus und lege sie nebeneinander auf den Beifahrersitz. Dabei kommt mir ausgerechnet eine Szene aus ‚Die Glücksritter‘ in den Sinn: wie der korrupte Polizist dem Hauptdarsteller Dan Aykroyd dessen Hab und Gut aushändigt. Sofort habe ich die Stimme von Frank Oz im Kopf.“

Ähnlich wie etwa Annie Ernaux zeigt Niven, wie sehr sein eigenes und das Leben seines Bruders von der Pop- und Alltagskultur geprägt wurden. Vor allem Leserinnen und Leser, die mit der englischen und US-amerikanischen Medienwelt vertraut sind, die mit Namen wie Herb Alpert oder Morrissey etwas anfangen können, haben einen gewissen Vorteil.

Ganz anders aber als in den ernsten, autofiktionalen Sozialanalysen Ernaux‘, schimmert in Nivens literarischem Memoir immer wieder die Schreibweise des Satirikers hindurch. Und doch ist diese doppelte Lebensgeschichte bei allem Witz nicht nur ergreifend und erschütternd zu lesen, sie wirft auch kein gutes Licht auf die autoritäre, männerdominierte, schottische Gesellschaft des ausgehenden 20. Jahrhunderts.